

DIE ERSTE NACHT VON TURFTOWN

eine Kurzgeschichte von Judith & Christian Vogt

(*Spoiler-Warnung*: Diese Geschichte spielt vor den Ereignissen aus »Wasteland«. Die Kenntnis des Romans ist nicht erforderlich, die Geschichte erzählt die Vorgeschichte zweier Nebenfiguren.)

Es ist noch ganz roh, unfertig, wie eine zusammengeschaubte Monstrosität; der Golem von Hambach.

Ohne die Verkleidung moderner Maschinen, straßentauglicher Fahrzeuge, stromlinienförmiger Zukunftsvisionen. Ich kichere in mich hinein, denn:

Zukunft ist etwas von gestern. Ein Blick aus dem Vorgestern ins Gestern, und wir stehen jetzt hier, in einem Garten aus Rost und Stahl und Staub, der daraus gewachsen ist, und der immer, immer, immer Heute sein wird, auch wenn wir uns weigern, die Idee von Zukunft gehen zu lassen.

Wir haben uns verstreut, wir passen uns an, wir werden hierbleiben – das ist das neue Credo von Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft.

Wir sitzen bereits an einem Feuer, Loke und ich, wie immer, wie seit hundert Jahren. Wir haben uns länger nicht gesehen, aber das »Immer«-Gefühl ist da, Loke und ich.

Auch wenn sie jetzt *Andere* hat: Diese sitzen nicht mit ihr am Feuer. Ich habe keine Ahnung, welche Opfer sie und ihre Anderen gebracht haben, um diese Monstrosität aus dem Ödland herauszuschaffen. Ich dachte eine Zeitlang, wir wären jenseits von Quid Pro Quo, vom Geben, vom Zahlen, vom Opferbringen, aber wie sollten wir das sein?

Loke sitzt im Schneidersitz, eine Decke über den Schultern, das Gesicht flammend erhellt. Sie sieht aus wie die Göttin der Maschine. Die Schatten auf ihrem Gesicht, das Aufblitzen in ihren Augen, die wie Kieselsteine

sind. Es tut weh, dich zu sehen Loke, aber das werde ich dir nicht sagen.

»Setz dich, Rukiya«, sagt sie und weist mir einen Platz gegenüber zu. Wir sind allein, sie und ich, obwohl ich überall die Anderen hören kann, sind wir auf einer Plattform über der Welt. Ich kann die Dunkelheit des Ödlands sehen, ich kann es sogar riechen mit seinem dunklen Humusgeruch. Und näher an den Verstrebungen ihres Golems, im Licht kleiner Feuer, die Steppe mit vereinzelt Bäumen und Sträuchern. Ich sehne mich gerade wieder in diese Welt hinunter. Zu den Zelten, mit denen wir herumziehen. Ich – und meine Anderen.

Ich setze mich vorsichtig. Ein Kissen liegt dort, ich nehme außerdem die Decke daneben und breite sie mir ebenfalls über die Schultern.

»Es ist wie früher, oder?«, fragt sie, und fast kommt es mir vor, als lechze sie nach einem »Ja« von mir. Sie wird es nicht kriegen. Ich starre ins Feuer. Feuer ist ewig gleich und niemals dasselbe. Zeitloses Feuer, nichts sagt mehr als das, dass du ein Mensch bist.

»Das hier kann es sein, Rukiya. Das kann alles sein, was wir brauchen. Du kannst wieder Teil davon werden, ich habe nicht einmal Bedingungen.«

»Was brauchen wir denn?«, frage ich nach. Vorn ist es warm, aber hinten läuft es mir kalt den Rücken herab.

»Was alle brauchen«, sagt sie und lacht, aber leicht fällt ihr das Lachen nicht. »Mehr Macht, mehr Demonstration von Macht, mehr Stahl und Gewalt als das hier geht nicht. Es ist maximal.«

»Es ist nur ein Gerät«, sage ich. »Irgend so ein Ding.«

»Alles sind nur so Dinge, Rukiya!« Loke lacht, ein steinernes, unlustiges Geräusch. Ich kenne sie noch anders. »Dinge haben Macht. Ohne Dinge sind wir nichts. Nackt, wehrlos. Der Lauf der Dinge ist, dass wir besitzen. Und das verleiht dem, was wir besitzen, Macht. Es ist unaufhaltsam. Du kannst dich nicht entscheiden, nicht zu besitzen. Du kannst nur entscheiden, ob das, was du besitzt, dich retten wird oder nicht. Und das hier wird uns retten.«

Es ist fünfzehn Jahre her. Ich weiß es so genau, weil Fatou damals gerade drei Jahre alt geworden war. Ich war einigermaßen verzweifelt, Loke trug ihr Jüngstes noch im Tuch auf dem Rücken, aber mit Fatou war das nicht mehr möglich. Dafür konnte sie bereits leise sein, wenn sie musste, und Lokes Jüngstes schrie einfach immer, wenn wir es überhaupt nicht brauchen konnten. Wir kamen nur langsam voran, und die Deckung wurde immer spärlicher, weil das der Herbst war, in dem so viele der Pflanzen einfach abstarben. Sie gingen – nicht nur für den Winter, sondern für immer. Wir wollten unentdeckt bleiben, aber die langsamen Kinder und ihre Bedürfnisse machten es uns schwer.

Wir hatten über die Waffen geredet.

Mit den Kindern war es ein Risiko, keine zu haben. Mit den Kindern war es ein Risiko, welche zu haben. Ich wollte mich so weit wie möglich von anderen Menschen fernhalten, und wenn wir doch auf sie trafen, würde es nichts bringen, die Lage zu eskalieren. Wir mussten andere Wege finden.

Wir waren auf ein Dorf gestoßen, in dem niemand mehr lebte, und hatten uns in einem Haus eingerichtet. Die üblichen Sicherheitsmaßnahmen: Feuer mit möglichst trockenem Holz, abwechselnde Wachen an gut geschützten Positionen. Ich weiß immer noch nicht genau, wie es passiert ist, aber es war, während ich Wache hielt – Dünya durchstöberte gerade mit den Kindern, die bereits dabei helfen konnten, die verwahrlosten Gärten nach Essbarem. Fatou war endlich auch dabei, sie hatte sich darauf gefreut. Die Schränke in den Häusern hatten wir uns schon vorgenommen, aber die waren bereits geplündert worden. In manchen Gärten jedoch wuchsen noch Bohnen oder Kartoffeln vor sich hin.

Ich hatte sie nicht kommen sehen, sie mussten auch zu Fuß unterwegs gewesen sein, so wie wir. Ich hörte nur Dünyas Schrei, und dann fremde Stimmen. Stimmen zu hören, die ich nicht kannte, war damals für mich ein sofortiges Zeichen von Bedrohung – das verfolgte mich sogar in meine Träume. Die Welt war so einsam geworden und alle um mich herum kannte ich so gut, dass diese neuen Stimmen mir durch Mark und Bein gingen.

Als ich von dem Garagendach herabsprang, auf dem ich Ausschau gehalten hatte – mein einziger Gedanke Fatou-Fatou-Fatou, das Herz schlug mir bis zum Hals –, flog die Tür des Hauses auf, in dem wir wohnten. Loke stand

im Türrahmen. Sie war immer langsamer gewesen als ich, außerdem trug sie gerade das Baby im Tuch und zwei andere Kinder hatten die Stimmen ebenfalls gehört und klammerten sich an ihre Beine. Ihr Gesicht war nur eine Maske, die Lippen ein zusammengepresster Strich, die Augen wie Kiesel. Sie hielt eine Pistole in der Hand, und ohne zu warten, warf sie sie mir zu.

»Entsichern, acht Schuss sind drin. Ich packe schon mal«, sagte sie. Ich rannte die verwahrloste Straße hinunter und sah sie bereits – fünf abgerisene Gestalten mit Eisenstangen in den Händen. Eine von ihnen hielt eine Schrotflinte, aber mir wurde später klar, dass sie keine Patronen mehr hatte, dass sie sie gehalten hatte wie einen Knüppel.

Das wurde mir klar, nachdem die Schüsse zwischen den Hauswänden widerhallten, und dann die Schreie.

Dünya blutete am Kopf, jemand hatte ihr eine Eisenstange übergezogen. Wir werden nie wissen, was diese Leute wollten. Vielleicht Nahrung, vielleicht ein Dach, vielleicht Schutz. Sie waren nicht wir.

Wir haben die Fremden verblutend zurückgelassen. Loke hatte bereits gepackt, und wir zogen weiter. Wir waren schon auf dem Weg, das Adrenalin flog noch schier durch meine Adern, da begriff ich erst, dass ich die Waffe noch in der Hand hielt.

»Behalt sie«, sagte Loke, als ich darauf hinabblickte und meine Hand noch stärker zu zittern begann. Sie legte ihre Hand um meine und schloss die Finger, die sich gerade hatten lösen wollen. »Damit du nicht davon abhängig bist, dass ich eine habe. Damit du nicht von mir abhängig bist. Wir sind nie wieder von jemandem abhängig.«



»Willst du etwa wieder von etwas abhängig sein?«, frage ich Loke, und sie lacht leise, als hätten wir die Erinnerung geteilt, aber Gegensätzliches darin gesehen.

»Ich will nie wieder die sein, die von Menschen abhängig ist.«

»Bist du das nicht? Hier, auf diesem albernen Gerät? Wer fährt es? Womit? Wohin? Wer hat es dir besorgt?«

Sie lehnt sich ein wenig zurück, die Hände auf den Knien. Sie mustert mich. »Das Gerät steht zwischen mir und jeder Abhängigkeit. Leute wollen Teil hiervon sein. Und damit sind sie Teil von mir, ohne dass ich Teil von ihnen bin. Bist du noch immer von allem Teil, mit dem du dich einlässt?«

Ich massiere kurz meine Nasenwurzel. Loke macht mir Kopfschmerzen. Die Apokalypse hat ihr nicht gutgetan.

»Ja, ich bin immer noch von allem Teil. Lass das Ding hier verrotten, Loke. Wir rösten uns hier an deinem Lagerfeuerchen ein paar ... was? Marshmallows? Und dann gehst du nach Hause. Zu uns.«

»Ich will etwas Größeres als die lächerliche Zeltstadt, die du Zuhause nennst. Sie ist den Gezeiten der Gewalt ausgesetzt! Siehst du nicht, dass du hier über jeder Flut stehst?«

Sie war immer schon so pathetisch. Wollte in allem Muster sehen. Bilder. Etwas Größeres. Etwas Größeres als das, worauf wir sitzen, wird sie nicht finden, denke ich.

»Ich habe gelernt, mit der Flut zu leben«, sage ich.

»Du solltest es besser verlernen«, schnappt sie und greift hinter sich. Sie holt eine Flasche hervor, wischt einmal mit dem Ärmel über den Flaschenhals und trinkt daran. Sie bietet sie mir nicht an.



Loke und ich lernten einander kennen, als wir auf der Flucht waren.

Ich war schon seit Monaten mit einem Baby und einem Kleinkind unterwegs gewesen, es war damals noch gar nicht absehbar, wo Giftstoffe ausgesetzt waren; wo wir uns anstecken würden, und wo es sicher war. Ich hatte einen alten Atlas und den Vorteil, sehr langsam voranzukommen. Und ein wenig medizinische Ahnung – ich beobachtete einfach, am besten von weitem. Ich sehnte mich sehr nach anderen Menschen, aber ich fürchtete mich davor, dass die Wasteland-Seuche ansteckend war (auch das wussten wir noch nicht). Ich war sehr, sehr allein und die depressive Phase, die daraus und aus dem Hormonchaos nach der Geburt entstanden war, war eine der härtesten, die ich je durchgemacht habe. Der Kinder willen habe ich funk-

tioniert und funktioniert, aber nachts träumte ich vom Tod wie von einem alten Freund.

Ich vertraute niemandem. Selbst bei Alten und Kindern hatte ich Angst, dass sie mich anstecken würden. Bei allen anderen hatte ich Angst, dass sie mich töten würden, weil ich nichts besaß. Dass sie mich gefangennehmen würden. Ich hatte vor allen Dingen Angst vor Menschen, die ich als Männer wahrnahm. Ich hatte Grund dazu.

Loke gehörte zu einer Gruppe von Menschen, die ich von weitem beobachtete. Sie waren von Nordosten gekommen und lagerten jetzt in einer Fabrik – ich glaube, es war eine Papierfabrik, an einem Fluss gelegen. Ich lauerte darauf, ob sie krank werden würden. Wenn nicht, würde ich diesen Weg nehmen, dann war er zumindest ein Stückweit sicher.

Die Kinder waren zu diesem Zeitpunkt sehr still, weil sie mangelernährt waren, und wir waren alle drei chronisch erschöpft. Ich hatte mich bis in einen Nebenraum gewagt, um zuzuhören, was das Dutzend Menschen besprach. Ich konnte manche ihrer Sprachen nicht gut verstehen, aber sie verständigten sich auch untereinander teils auf Englisch, und ich versuchte, herauszufinden, welche Route sicher war, und wo sie lang gekommen waren.

Und dann schrie Fatou, sie war damals sechs, sieben Monate alt. Ich war schon ihr ganzes Leben lang mit ihr unterwegs, sobald ich wieder stehen konnte. Die Wochenbettdepression hatte mich auf der Straße statt im Bett erwischt.

Es ging alles so schnell, Leute sprangen auf und gingen auf die Suche nach den beiden Kindern, die fest geschlafen hatten, als ich losgeschlichen war. Und als ich aus dem Steuerraum in die Fabrikhalle rannte, um sie davon abzuhalten, meinen Kindern irgendetwas zu tun, war Loke da und packte mich.

Als wir einander ansahen, durchfuhr es mich wie ein Blitz, wie sehr wir uns in der jeweils anderen widerspiegelten, auch wenn sie spiegelverkehrt war – oder ich. Ich versuchte, mich freizuwenden, zu meinen Kindern zu kommen, aber sie schüttelte mich. »Hör auf«, sagte sie auf Englisch. »Wir tun dir nichts. Wie viele seid ihr?«

Ich glaube, ich brach in ihren Armen zusammen und flüsterte immer wieder: »Ich bin ganz allein. Ich bin ganz allein.« Und als ich die Kleine und die

mittlerweile auch heulende Große verrotzt an mich drückte und als wir eine Schale der heißen Suppe bekamen und eine Tasse bitteren Tee, wurde mir klar, dass ich allein nicht überleben konnte. Ich brauchte andere ebenso sehr wie die Wärme und die Nahrung, die es mit sich brachte, nicht allein zu sein.

Loke sah genau das Gegenteil: Sie sah eine Frau, die sehr vorsichtig mit ihren Verbündeten war und es durch halb Europa geschafft hatte. Loke selbst war stets umgeben gewesen von anderen und den Kompromissen, die das mit sich brachte und liebte doch die Einsamkeit. Und ich war einsam gewesen, und mein ganzer Körper, mein ganzer Geist hungerte nach Nähe.

Nach ihrer Nähe. Ich war nicht lesbisch gewesen und hatte mich nie für bisexuell gehalten, aber offenbar lag ich falsch. Wir brauchten einander mehr, als nur mit Gesten und Blicken und Gesprächen erfüllbar gewesen wäre.

Unsere Gruppe schloss sich einer Gang an, als wir auf deren Territorium gerieten – zuerst gab es Blutvergießen und dann verschwanden nachts Kinder (meine nicht, denn sie schliefen immer in Armreichweite von mir) und am nächsten Tag wurden wir erpresst. Loke war mittlerweile von irgendwem schwanger und sagte zu mir, dass wir gehen müssten. Nur wir zwei und unsere Kinder. Denn es war klar, dass die Gang besonders darauf versessen war, und wir wissen, wie so etwas ausgeht.

Dünya schloss sich uns an, auch ihre drei Kinder waren glimpflich davongekommen, das Älteste war kurz geschnappt worden und dann weggelaufen. Die beiden anderen hatten an ihrer Seite geschlafen, als es passiert war. Ich hielt Dünya damals für kalt und hart, etwas, das wie eine Patronenhülse aus dem Krieg in der Türkei gefallen war und seitdem auf der Flucht. Loke schien mir so menschlich und Dünya wie das, was zurückbleibt, wenn Menschlichkeit verloren geht.



Vielleicht ist es einfach so gekommen, dass es nur ein gewisses Maß an Menschlichkeit gibt, und wir ließen es kreisen wie Tee. Mal hatte Loke die Tasse, mal Dünya. Mal ich. Ich sehe Loke zu, wie sie erneut an der Flasche

trinkt. Tee hat sie keinen mehr. Dünya und ich halten einander immer noch am Leben. Wir teilen unseren Tee.

»Glaubst du etwa, dass sie dich für dieses lächerliche Ding achten werden, wenn dir Benzin und Nahrung und Patronen ausgehen?«, frage ich Loke eindringlich. »Willst du dich davon abhängig machen, dass sie dir gehorchen? Du weißt doch noch, wie es war. Vorher. Wohin das führt. Es will immer jemand nach ganz oben, und da bist du im Weg. Irgendwann bist du nicht stark genug.«

»Oben zu sein ist das Geringste, was das Leben mir schuldet«, sagt Loke mit trockenem Grinsen und stellt die Flasche zurück.

»Das Leben schuldet dir gar nichts. Es schuldet uns nicht einmal die gleiche Zeit, die gleiche Gesundheit, das gleiche Glück, die gleiche Belohnung für die gleiche Tat. Du kannst nichts vom Leben einfordern.«

»Das ist richtig, aber ich kann mir etwas vom Leben nehmen. Etwas, das mich nicht abhängig von Zuneigung und Fürsorge und Gnade macht.«

»Wozu?«

Sie mustert mich lange, um uns herum steht die Zeit still. Hier, über den Gezeiten. »Das Leben ist wie ein Messer, Rukiya. Ich habe es lange genug so herum gehalten, dass es mich selbst geschnitten hat. Ich muss es anders herum halten, die Schneide nach außen. Zu sein, was ich sein will, nimmt meinem Leben die scharfe Kante. Dreht sie um. Dann habe ich keine Angst mehr. Fürchte niemanden mehr.«

Mir steigen Tränen in die Augen. Loke, warst du das schon immer? Hast du schon immer ein Messer am Hals gehabt? »Ich kann dir dasselbe geben, Riika.« Sie verwendet den Kosenamen, den Dünyas Sohn Şahan mir gegeben hat. Sie macht das absichtlich. »Du hast es genauso verdient.«



Es war damals die richtige Entscheidung, zu dritt fortzugehen, das muss ich Loke lassen. Die Gangs, die sich aus der Asche des alten Europas erheben, haben die Lektionen dieses Zusammenbruchs nicht gelernt. Vielleicht gab es keine Lektionen. Sie arbeiten überall an Territoriumsriegen, an Hierarchi-

en, sie erheben Zölle und stellen Regeln auf. Aber das Schlimmste ist, dass sie das Patriarchat einfach nicht sterben lassen.

Loke, Dünya und ich sehen so etwas nur von weitem. Wir begeben uns nicht mehr in seine Klauen, aber es ist manchmal unausweichlich, verborgene Zeuginnen davon zu sein. Ich weiß nicht, wie die Gang sich nannte, die einen engen Korridor nach Norden hielten und deren Frauen und Kinder kaum mehr als bloßes Vieh waren, Besitztümer, über die bestimmt werden konnte.

Die Idee kam von Loke. Der Sommer war trocken, Gras und die wenigen zähen Sträucher braun. Begierig nach Wasser, aber noch begieriger nach Feuer – ein Tropfen Wasser hätte nichts ausgerichtet, aber oh, ein Funken Feuer!

Ich erinnere mich daran, wie wir es planten, wie wir im Korridor zwischen dem Ödland, dessen Bäume tiefe Wurzeln hatten, die sie mit Wasser versorgten, und einem Fluss eine richtige Schneise für unser Feuer errichteten. Dort waren die bewaffneten Posten der Gang. Die Lager mit ihren Gefangenen, ihren Unterjochten befanden sich auf einer kleinen Anhöhe, felsiger Untergrund, der sich leicht verteidigen ließ. Ihr Hab und Gut.

Dort oben würden sie vor den Flammen in Sicherheit sein. Nicht so ihre Herren, weiter unten.

Wir steckten das Gras in Brand, und damit nicht genug. Erst kam das Feuer, dann kamen wir. Loke hatte es nicht bei einer Pistole belassen, und wir waren Göttinnen von Feuer und Tod. Als wir die Gang aus dem Weg geräumt hatten, zogen wir weiter, wie vergeltende Revolverheldinnen. Wir blickten nicht zurück und nahmen niemanden mit.

Linda folgte uns einfach so. Tagelang blieb sie uns auf den Fersen, und als sie uns einholte – eine weiße, ausgemergelte Gestalt mit ausgefallenen Haaren und Kleidung, die sie notdürftig mit Nadeln aus Bein und Fäden aus noch älterer Kleidung zusammengesetzt hatte – verriet sie uns, dass die Aslan-Warlocks eine ähnliche Wohnsituation ihr eigen nannten. Sie hielten ein Tal zwischen Ödländern. Sie sagte uns, dass dort Sträucher standen, die gut brennen würden.

Wir machten uns auf den Weg.



»Du wirst die nächste sein, die brennt, Loke! Wir müssen aufhören. Wir müssen Frieden finden, indem wir Frieden sind!«

Sie lacht nur. »Du willst Frieden sein? Wir sind die Kriegsgöttinnen dieses Landes! Frieden ist ein Vorhang aus Papier zwischen dir und der Welt und eine einzige Waffe reicht, um ihn zu zerreißen!«

Ich bin aufgesprungen. Sie tut es mir gleich, und über das Feuer hinweg fallen unsere Sätze einander an wie wilde Hunde.

»Wir können uns nur daran versuchen!«

»Dann wirst du scheitern! Und ich will dich nicht scheitern sehen! Ich ertrage es nicht, dich scheitern zu sehen!«

»Dann sieh nicht zu!« Wie eine letzte, blutige Attacke fetzt mein Satz durch die Flammen. Ich sehe die Buchstaben, weil sie Blutstropfen hinter sich herziehen. Frieden zu wollen ist nicht immer friedlich, aber Loke sucht mit ihrem maximalen Gerät nicht nach Frieden, sondern nach der Ruhe durch Unterwerfung. Und ich werde mit allen Waffen, die ich habe, für meinen Frieden kämpfen und den meiner Frauen. Das ist der Unterschied.

»Doch«, sagt sie leise. »Ich werde zusehen. Ich werde dir zusehen, und du wirst mir zusehen. Und zuletzt werden wir wissen, wer Recht gehabt haben wird.«